

Ich bin jung, ich bin erfolgreich, ich bin Albaner.

Warum es nur wenige in der Schweiz schaffen. Und viele nicht.

Text Martin Beglinger Bilder Christian Schnur

Fragt man in der Schweiz nach Erfolg und seinen Ursachen, dann kommt sehr rasch eine Gegenfrage: Was heisst schon Erfolg? Sicher, es gibt depressive Professoren und zufriedene Coiffeusen, und es muss auch nicht zwingend erfolglos sein, wer nicht erfolgreich ist. Doch man kann den Begriff auch endlos zerreden, um gar nicht über Erfolg - und Misserfolg - reden zu müssen.

«Spielt der Pass eine Rolle?», fragt der Ökonom Markus Schneider in seinem brillanten Buch «Klassenwechsel. Aufsteigen und Reichwerden in der Schweiz: Wie Kinder es weiterbringen als ihre Eltern» (Echtzeit-Verlag). Die Antwort heisst: ja. «Aber die Trennlinie verläuft nicht zwischen Inländern und Ausländern, sondern je nach Nationalität.» Für Italiener, Franzosen, Spanier und Deutsche bietet die Schweiz «beste Chancen», zunehmend auch für Inder und Chinesen, so Markus Schneiders Fazit. Doch für Serben, Türken und Albaner sieht es deutlich weniger gut aus.

Warum das so ist, darüber wird allerdings auffallend selten debattiert. Und wenn, dann steht man rasch im Minenfeld der politischen Korrektheit, das die hiesigen Rassismuskommissionen abgesteckt haben. Diese wittern bereits verkappten Rassismus, wenn etwa der Autor Siegfried Kohlhammer schreibt: «Erfolg und Misserfolg der Einwanderer hängt weniger davon ab, wie man auf sie im Gastland reagiert, sondern davon, wie sie auf das neue Land reagieren, wie sie dort agieren. Und das hängt wesentlich von ihrer Kultur ab.»*

Doch was meinen die Einwanderer selber dazu?

Für niemand scheinen derzeit die Zeichen schlechter zu stehen als für die zweihunderttausend Kosovo-Albaner, die nach den Italienern (zweihundertneunzigtausend Personen) mittlerweile die zweitgrösste Migrantengruppe in der Schweiz sind. Ist von ihnen in der Öffentlichkeit die Rede, dann fast immer schlecht, nämlich in der Regel in den Polizeinachrichten. Die üblichen Ausnahmen sind die beiden (eingebürgerten) Nationalfussballer Valon Behrami und Blerim Dzemaili.

Doch es gibt sie, die erfolgreichen Kosovo-Albaner in der Schweiz, und nicht nur dort, wo sie unter sich geschäften, zum Beispiel in der blühenden Reisebranche. Fündig sind wir schnell geworden, und getroffen haben wir schliesslich eine Ökonomin, zwei Ärzte, einen Juristen, zwei Studentinnen und einen Gastronomen/Informatiker.

Die sieben kennen sich nicht oder bestenfalls flüchtig. Alle sind sie froh, dass es hier für einmal nicht um albanische Raser, albanische Dealer, albanische Mörder geht, und trotzdem hat sich niemand von ihnen um Publizität gerissen. Denn die sieben mögen nicht als Muster-Albaner im Schaufenster stehen, die alles besser wissen und alles besser machen und sich über den Rest ihrer zweihunderttausend Landsleute stellen. Wenn sie eines in der Schweiz sehr rasch verinnerlicht haben, dann die Tugend der Bescheidenheit.

Shqiponja Isufi, 26, ist Doktorandin in Ökonomie und arbeitet als Assistentin an der Universität Zürich. Ihre Eltern haben beide in Pristina studiert und waren in den Achtzigerjahren in die Schweiz geflüchtet. Shqiponja Isufi zog erst 1990 mit neun Jahren zu

ihren Eltern nach Emmen. Nach drei Jahren Sekundarschule wechselte sie ans Gymnasium, machte dann die Matura und studierte Wirtschaft.

Ibrahim Kastrati, 33, führt das Café Handelshof im Zürcher Kreis 1, ein hipper Bankertreff, in dem nonstop die Börsenkurse über den Flachbildschirm laufen. Sein Vater war 1977 als Saisonnier in die Schweiz gekommen, die Mutter arbeitete als Magazinerin. Ibrahim, das älteste von fünf Kindern, zog erst 1990, im Alter von 16 Jahren, zu seinen Eltern, obwohl er lieber in Kosovo geblieben wäre. In Basel besuchte er eine Privatschule, bildete sich zum Netzwerk-Supporter und Grafiker aus, wurde dann selbstständiger Informatiker und gründete eine Werbeagentur. Vor einem Jahr hat er zudem das Café Handelshof übernommen und umgebaut.

Shqipe Bajrami, 31, Studentin, ist das älteste von sechs Kindern eines Schuldirektors, der 1994 aus Kosovo floh und politisches Asyl in der Schweiz erhielt. Sie selber, die ein Universitätsstudium in Pristina begonnen hatte, kam 1996 im Alter von 20 Jahren, zusammen mit der restlichen Familie, zu ihrem Vater nach Chur. Nach diversen Sprachkursen holte sie in Freiburg die Schweizer Matura nach, weil die albanische hier nicht anerkannt wird, und begann in Zürich Germanistik und Völkerrecht zu studieren. Nebenbei arbeitet sie als Dolmetscherin.

Ilir Daljipi, 30, ist angehender Anwalt in Zürich und hat während seines Praktikums am Bezirksgericht Zürich des Öftern den Spruch gehört, er sei der einzige Albaner auf dieser Seite des Gerichts. Sein Vater war 1980 als Gastarbeiter aus Mazedonien in die Schweiz gekommen, Ilir Daljipi zog im Alter von zwei Jahren nach Zürich. Nach der Sekundarschule wechselte er an die Kantonsschule und studierte anschliessend Jus.

Florim Cuculi, 30, ist Assistenzarzt und will Kardiologe werden. Sein Vater kam in den Achtzigerjahren als Bauarbeiter aus Mazedonien in die Schweiz. Seine Mutter ist Hausfrau. Mit 14 Jahren wurde Cuculi von den Eltern nach Wikon LU geholt, eher gegen seinen Willen, weil er fürchtete, in der Schweiz nie Arzt werden zu können. Er machte die Sekundar- und Bezirksschule, nach der Matura studierte er Medizin. Cuculi war für mehrere Praktika in den USA.

Ylfete Fanaj, 25, Studentin, lebte mit ihrer älteren Schwester bei ihrer Grossmutter, als sie 1991 mit neun Jahren zu ihren Eltern und drei Geschwistern aus einem kosovarischen Dorf nach Sursee zog. Ihr Vater war Arbeiter in einer Brauerei, die Mutter ist Hausfrau. Nach der Sekundarschule und einer KV-Lehre machte Ylfete Fanaj die Berufsmatura. Heute studiert sie an der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern, arbeitet Teilzeit, sitzt neuerdings für die SP im Luzerner Stadtparlament und kandidiert auf deren second@s-Liste für den Nationalrat.

Besnik Abazi, 43, ist Oberarzt. Der Sohn eines Lehrers floh 1991 als soeben ausgebildeter Mediziner aus Kosovo, um der Zwangsrekrutierung durch die jugoslawische Armee zu entgehen. In der Schweiz begann er als Krankenpfleger und bildete sich später zum Facharzt für Psychiatrie weiter. Heute arbeitet er als Oberarzt bei den Externen Psychiatrischen Diensten des Kantons Basel-Landschaft in Liestal.

1. Das Glück

Kaum ein Gespräch beginnt ohne die Vorbemerkung, dass es kein Gesetz des Erfolgs gibt.

Aber es gibt Spuren, Muster, Konsellationen. Und Sackgassen. Starten wir mit der banalsten Erklärung: Glück. «Ich hatte das Glück, im Jahr 1991 noch ohne Visum als Tourist einreisen zu können», sagt der Oberarzt Abazi. Und er war zum Glück im richtigen Moment

am richtigen Ort, um seinen Vorgesetzten während der Arbeit und in Notfallsituatio-nen zu beweisen, dass er mehr ist als ein tüchtiger Pfleger.

Die Ökonomin Isufi sagt ähnlich wie Abazi: «Zum Glück sind wir 1990 kurz vor der grossen Welle von Kosovo-Albanern in die Schweiz gekommen.» Der Jurist Daljipi: «Mein Glück war, dass ich zufällig in Zürich-Wollishofen in einem Quartier mit einem kleinen Ausländeranteil aufgewachsen bin und es wenig Fremdsprachige in meiner Klas-se gab. So lernte ich besser Deutsch.» Vom Glück, die «richtigen» Gene aus dem grossen Genpool erwischt zu haben, spricht niemand. Auch sonst ist wenig vom Glück, also vom Zufall die Re-de, denn Glück erklärt nicht viel.

2. Der Wille

Wesentlich öfter fallen in den sieben Begegnungen Begriffe wie Fleiss, Biss und Durchhaltewille. Und mehr als einmal ist zu hören, man habe eben «die schweizerische Arbeitsmentalität verin-nerlicht, also Pünktlichkeit, Verlässlichkeit, Verantwortung» (Oberarzt Abazi). Auf die Frage nach den Gründen für seinen Erfolg sagt der Gastronom und Informatiker Kastrati mit einem Lächeln: «Schaffe, schaffe! Ich stehe um fünf Uhr auf und arbeite bis 22 Uhr, sieben Tage pro Woche. In den letzten zehn Jahren habe ich nie mehr als drei Wochen Ferien gemacht.» Studentin Bajrami: «Ich wusste von Anfang an: Um als Alba-nerin in der Schweiz Erfolg zu haben, muss ich doppelt so viel arbeiten wie die Schweizer.» Sie erhielt zwar ein Stipendium, aber sie ging auch Büros putzen, um ihr Studium finanzieren zu können. Später arbeitete sie ausschliesslich als Dolmetscherin.

Oberarzt Abazi: «Dass ich nicht gleich eine Stelle als Arzt fand, war eine schwere Enttäuschung für mich. Aber ich wollte unbedingt in einem Spital arbeiten, egal, in was für einem Job, ich hätte auch in der Küche gearbeitet, Hauptsache, es war in einem Spital. Als ich Pfleger auf der Psychiatrischen Klinik wurde, eigentlich nicht mein me- dizinisches Wunschgebiet, schaute ich jeden Tag auf die Parkplätze der Tagesärzte und fragte mich: Wann wird mein Auto einmal dort stehen?» Er musste dreieinhalb Jahre warten und sich bewähren, bis er sich mit Erfolg um eine Stelle als Arzt bewerben konnte.

Die Ökonomin Isufi: «In der Sekundarschule habe ich sehr viel gelernt, weil ich am Anfang grosse Angst hatte, ich würde nicht bestehen. Ich war ehrgeizig und bin es noch, aber ich habe mich nie dafür geschämt, dass ich etwas erreichen will. Die Schweizer Kinder lernen natürlich auch, nur geben sie es nicht gern zu. Sie exponieren sich nicht, um nicht als Streber zu gelten. Und was würden sie sagen, wenn sie ihr Ziel einmal verpassen?»

Der angehende Kardiologe Cuculi: «Als Jugendlicher musste ich dauernd beweisen, dass ich als Albaner kein «Böser» bin, um überhaupt erst vorgelassen zu werden. Unser schlechtes Image hat mich am Anfang enorm gestresst. Ich wollte allen zeigen, dass es auch andere Albaner gibt. Das war ein starker Antrieb für mich.»

Der Jurist Daljipi: «Wenn ich Albaner am Gericht treffe, freuen die sich oft sehr, dass ich es so weit gebracht habe. Sie hätten zwar auch gern solchen Erfolg, doch fehlt ihnen die Bereitschaft, den Tribut dafür zu bezahlen: lernen, bescheiden leben, mit Druck umgehen können.»

3. Die Familie

Glück und Fleiss allein nützen wenig ohne Unterstützung. Das betonen alle. Die erste, vielleicht die wichtigste Hilfe kommt aus der eigenen Familie, so oder anders oder eben gar nicht. Auf jeden Fall stellen die Eltern zentrale Weichen. Wie sie dies tun, hängt meistens davon ab, ob sie «bildungsnahen» (und oft städtischen) oder «bildungsfernen» (ländlichen) Schichten angehören, wie sich die Bildungsforscher ausdrücken. Drei unserer sieben

Gesprächspartner stammen aus bildungsnahen Familien. Deren Eltern sind, wie etwa der Schuldirektor Bajrami, typischerweise als politische Flüchtlinge in die Schweiz gekommen und nicht als Saisoniers, und «sie unternehmen alles, um uns Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen», wie Shqipe Bajrami sagt. «Mein Vater hat für uns Kinder sofort eine kleine Bibliothek mit deutschsprachigen Büchern angelegt, weil er weiss, wie wichtig die Sprache ist»; ein Musterbeispiel für die vielfach belegte Erkenntnis, dass jene Kinder sehr viel häufiger Schulkarriere machen, deren Eltern dies schon taten, egal in welchem Land.

Der Grossteil der hier lebenden Kosovo-Albaner stammt hingegen aus ländlichen (Arbeiter-)Schichten, denen Bildung ziemlich fernliegt. Sie sind einer traditionalistischen Kultur verhaftet, in der Ehre und Stolz und vor allem das Wort des Patriarchen zählen. Das Interesse der Grossfamilie steht meistens über jenem des Individuums. «Erfolg heisst für sie, wenn etwas gut für die Familie und gut für die Nation ist», sagt Oberarzt Abazi. So hoffen noch immer viele Eltern, dass ihre Kinder nicht etwa eine möglichst gute Ausbildung machen, sondern dass sie möglichst bald eine Arbeit finden, damit ein zusätzlicher Lohn in die Familienkasse fliesst, welche auch die mitunter mehr als hundertköpfige Grossfamilie in der Heimat subventioniert. Das hier verdiente Geld wird in erster Linie in Autos, Hochzeiten und Häuser in der Heimat gesteckt, aber kaum je in die Bildung.

Die bildungsfernen Eltern der erfolgreichen Söhne und Töchter haben dieses Muster durchbrochen. Der Gastronom Kastrati erzählt: «Als ich mit 16 nach Basel kam, ging ich zuerst in die Mig-ros-Sprachschule und dann drei Jahre lang an eine Privatschule. Das kostete fast 1000 Franken pro Monat, sehr viel Geld, aber meine Familie hat mich unterstützt, wobei ich selber am Abend noch arbeitete ging.» Warum seine Eltern dies taten, liegt wohl an einer verlorenen Illusion. Die erste Generation, die zwanzig oder dreissig Jahre im Dauerprovisorium Schweiz gelebt hat, beginnt sich von der Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat zu verabschieden. Und erst recht die folgenden Generationen. Ibrahim Kastrati sagt: «Für meine Eltern ist ebenso klar wie für mich, dass wir in der Schweiz bleiben. Sie haben begriffen, dass es nichts bringt, alles Ersparte in ein Haus in Kosovo zu investieren, wenn sie doch nur zweimal pro Jahr darin wohnen können. Für die paar Feriennächte gehen sie gescheit ins Hotel. Das Geld hier zu investieren bringt mehr.»

Die grössten Hürden des albanischen Traditionalismus haben nicht die Söhne zu überwinden, sondern die Töchter. Sie sollen mit 20 Mütter werden und nicht Studentinnen. Wer mit 25 noch immer ledig und ohne Kinder ist, fällt aus dieser Sicht vollends aus der Rolle. Ylfete Fanaj, die Studentin an der Luzerner Hochschule für Soziale Arbeit: «Als ich 17, 18 Jahre alt war, wurden meine Eltern von Anfragen aus Kosovo überrannt, mich zu verloben und dann zu verheiraten. Hätte mein Vater damals Ja gesagt wie so viele andere Väter, wäre mein Leben sicher ganz anders verlaufen. Doch er hat alle Anfragen abgewimmelt. Für meine Eltern stand fest, dass Heiraten nicht infrage kam, solange ich mit der Lehre nicht fertig war, und da war ich 21. Mit dem KV-Abschluss hatte ich von all meinen Cousins und Cousinen den höchsten Schulabschluss, und darauf waren meine Eltern stolz. Zugleich spürten sie den Druck aus der Verwandtschaft: Was macht deine Tochter? Warum heiratet sie nicht? Alles dreht sich immer um die Familienehre. In Kosovo hat nie jemand nach meinen Leistungen in der Schule gefragt, alle wollten nur wissen, ob ich endlich einen Freund habe. Innerhalb meiner Verwandtschaft sind meine Eltern die Einzigen, die nicht mehr in diesen Mustern denken. Doch dafür habe ich mich auch eingesetzt, das kam nicht von gestern auf heute.»

Auch in Akademikerfamilien drücken diese Vorstellungen gelegentlich noch durch. Die Ökonomin Isufi erzählt: «Ich passe nicht in die Frauenschublade der Kosovaren, weil mir Bildung wichtiger ist als die Gründung einer Familie. Wenn meine Mutter mit diesen Vorstellungen konfrontiert wurde, sagte sie immer: «Kümmert euch um eure Kinder und ich mich um meine.» Die meisten meiner Landsleute stecken ihr Geld in ein Haus, in die Hochzeit und ins Auto. Dementsprechend sieht Kosovo im Sommer jeweils aus wie der Genfer Autosalon, aber Investitionen in die Bildung sieht man eben nicht sofort. Dass ich, als

26-jährige Doktorandin, kein eigenes Auto habe und auch keine teuren Kleider trage, das ist für viele unbegreiflich. Ich erhielt auch viel mehr Gratulationen, nachdem ich die Autoprüfung geschafft hatte, als zur bestandenen Matura. Wenn ich mit den Leuten über solche Dinge zu reden versuche, dann sagen die nur: Hör auf, du hast zu viel studiert! Ich habe es aufgegeben, andere Leute ändern zu wollen. Ich mag ja meine Cousins, aber die Diskussionen über ihre Frauenbilder trieben mich nur noch in die Flucht. Ich habe aufgehört damit.»

4. Die Schule

Die Theorie besagt, dass bessere Aufstiegschancen hat, wer hier geboren und eingeschult wird. Und dass handkehrum nichts schwieriger ist als ein Nachzug in die Schweiz mitten in der Pubertät, weil der Kulturschock die Jugendlichen zwischen Stuhl und Bank treibt. Die Erfahrung dieser sieben Erfolgreichen ist, Zufall oder nicht, eine andere. Nur ein Einziger, der Jurist Daljipi, wurde hier eingeschult, in Zürich-Wollishofen. Die Praxis der andern widerspricht der Theorie.

Assistenzart Florim Cuculi sagt: «Der Wechsel mitten in der Pubertät war tatsächlich ein Schock. Ich selber wäre ja lieber in Mazedonien geblieben. Hier wollte man mich erst in die Realschule schicken, weil ich, damals 16-jährig, kein Wort Deutsch sprach. Sie schickten mich schliesslich in die Sekundarschule, weil ich sehr gut in Mathematik war. Ich erhielt neun Stunden Stützunterricht pro Woche und büffelte fünfzig neue Wörter pro Tag.»

Zu ihrer Schweizer Schulerfahrung sagt Shqiponia Isufi, die Ökonomin: «Ich sprach kein Wort Deutsch, als ich hier in der dritten Klasse in Emmen eingeschult wurde, doch ich erhielt sofort sehr guten Stützunterricht in Deutsch. Am Ende der sechsten Klasse wollte mich mein Lehrer in die Real schicken, doch mein Vater sagte, mit diesen Noten müsse ich ins Gymnasium. Am Schluss ging ich in die Sek. Wie oft hatte ich von meinem Primarlehrer gehört: lieber eine gute Real- als eine schlechte Sekundarschülerin. Aber das ist falsch. In der Praxis zählt die Sek mehr.»

«Ich bin nicht sicher», fährt Shqiponia Isufi weiter, «ob ich es damals ohne Unterstützung meines Vaters geschafft hätte, denn selber war ich damals eher schüchtern. Meine Sekundarlehrer hingegen haben mich sehr unterstützt, und es war keine Frage, dass ich an die Kantonsschule wechseln konnte. Von den zweitausend Kantonsschülern waren sechs Albaner. Das heisst übrigens nicht, dass alle die Matura machen und studieren müssen. Ich mag es auch nicht, wenn jetzt alle Verwandten ihren Kindern sagen: Werdet wie Shqipe und geht an die Universität! Was für mich gut ist, muss nicht für alle andern gut sein. Man muss das tun, was man gerne tut, dann macht man es auch gut.»

Shqiponja Isufi genoss einen grossen Vorteil, den manche andere albanische Kinder nicht haben: die Unterstützung bei den Hausaufgaben durch ihre Mutter. Diese Hilfe fehlt vielen albanischen Kindern, was zum einen an Sprachschwierigkeiten und Desinteresse der Eltern liegt, oft aber auch schlicht an fehlender Energie nach acht Stunden Fabrikarbeit.

Ilir Daljipi zählt zu den wenigen, der auch ohne elterlichen Support in der Schule reüssiert hat: «Ich habe mich immer allein organisiert und wollte schon nach der sechsten Klasse ins Gymnasium. Doch meine Eltern vertrauten der Lehrerin, und die hatte mich für die Sekundarschule vorgesehen. Das war eine verpasste Chance. Auch dass ich später an die Kantonsschule wechselte, tat ich aus eigenem Antrieb. Da vertrauten die Eltern dann mir.»

Ähnlich sind die Erfahrungen, welche die Luzerner Studentin Ylfete Fanaj gemacht hat: «Ich hatte sehr gute Noten in der Primarschule und ging dann - als einzige Kosovo-Albanerin - in die Sekundarschule, obwohl ich sicher bin, dass man eine Schweizer Schülerin mit den gleichen Noten ins Gymi geschickt hätte.»

Als bewusste Diskriminierung empfand sie das nie, gleichwohl bezweifelt niemand der sieben, dass der schlechte Ruf die Chancen ihrer Landsleute drückt. Auch die Erfolgreichen machen mitunter diskriminierende Erfahrungen: Oberarzt Besnik Abazi: «Ich spüre das zum Beispiel am Zoll oder bei Polizeikontrollen. Man wird oft geduzt und eher abschätzig behandelt, bis ich mich als Arzt zu erkennen gebe. Dann sind die Leute ganz plötzlich freundlich.» Shqiponia Isufi, die Ökonomin, hat selber nie offene Ablehnung in der Schweiz erlebt, «doch es gibt sicher Grenzen für Leute, die nicht Meier oder Müller heissen». Solche unsichtbaren Mauern hat zum Beispiel die Cousine von Florim Cuculi erfahren, wie der Luzerner Assistenzarzt erzählt. «Sie ist intelligent, hat auch keine violett gefärbten Haare» (Cuculi), doch es gab Lehrstellen, für die sie sich nur unter falschem Schweizer Namen und nicht mit ihrem eigenen albanischen hätte vorstellen können. Dass es eine grosse Rolle spielt, ob sich ein Afrim oder ein Peter bewirbt - und zwar bei gleichen Noten - haben Studien längstens belegt.**

Liegt der fehlende (berufliche) Erfolg also doch an der Diskriminierung? Zum Teil, meinen die Erfolgreichen, aber eben nur zum Teil. «Es existiert auch eine relativ weit verbreitete Opfermentalität unter den Kosovo-Albanern», sagt Oberarzt Abazi, was wenig verwunderlich ist mit einer generationenlangen Erfahrung serbischer Unterdrückung. Doch Shqiponja Isufi sagt: «In der Schweiz kann es schon mal eine faule Ausrede sein, wenn jemand sagt: «Weil ich Kosovo-Albaner bin, habe ich keinen Erfolg.» Man muss sich immer auch fragen, was man bei sich selber ändern kann und nicht erst nach der hundertsten Absage realisieren, dass man mit Notendurchschnitt 4 in der Sek B keine KV-Lehrstelle erwarten kann.»

Ähnlich Ylfete Fanaj, die Studentin an der Luzerner Hochschule für Soziale Arbeit: «Wenn jemand dauernd sagt, als Albaner werde er in der Schweiz eh nur diskriminiert, dann kann das auch zur Prophezeiung werden, die sich selber erfüllt. Doch man muss den Jugendlichen helfen, aus ihrer Opferhaltung herauszukommen. Wer lehrt sie, an sich selber zu glauben und Eigenverantwortung zu übernehmen? Dieses Denken wird leider nicht gefördert.»

5. Die Abnabelung

In jedem der sieben Gespräche steht man irgendwann vor der Frage: Fühlen sich diese erfolgreichen Albaner überhaupt noch als Albaner? Oder haben sie sich angepasst? Ist Assimilation der Preis für Erfolg in der Schweiz? Rasch wird eines aus den Antworten klar: Assimilation ist auch unter den Erfolgreichen ein ungeliebter Begriff, weil er für alle eine Opferung der eigenen Kultur bedeutet, ein Kappen der Wurzeln, im Grund eine Kapitulation. Und deshalb will es niemand so nennen, auch wenn real genau dies passiert: eine Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft und zugleich eine gewisse Distanzierung vom eigenen Milieu. Diese ist allerdings weder einseitig noch erzwungen. Den Erfolgreichen ist der Ausbruch aus dem Gehäuse des Traditionalismus gelungen. Sie haben die neue Gesellschaft und Kultur schätzen gelernt, ohne die alte unbedingt zu verdammen.

Eine Nagelprobe dafür ist die Partnerwahl. Muss der Ehemann oder die Ehefrau Albaner sein? Für alle sieben ist klar: Er oder sie muss nicht. Jeder soll frei entscheiden, Zwang darf es keinen geben. Das sagen nicht nur die erfolgreichen Jungen, sondern auch deren Eltern, obschon die Vorstellung von Schweizer Schwiegertöchtern und -söhnen längst nicht allen leicht fällt. Aber sie akzeptieren die Möglichkeit.

Ylfete Fanaj, die Luzerner Studentin meint: «Assimilation fände ich falsch, weil ich nicht alle meine alten Werte verlieren möchte. Doch es ist schon so: Die Erfolgreichen haben sich stärker der Schweizer Mentalität angepasst als andere. Aus meiner Sicht musste ich aber nichts opfern, ich habe einfach andere Sichtweisen kennengelernt. So denke ich heute mehr an meine eigenen Bedürfnisse als an die meiner Herkunftsgemeinschaft. Auch mein Frauenbild hat sich verändert. Vieles hängt von einem selber ab, das sage ich auch oft

meinen Cousins. Man muss seine Rechte einfordern, sich wehren. Wer nicht dafür kämpft, bekommt sie nicht geschenkt.»

«Noch schwieriger wäre es für mich gewesen», fährt Ylfete Fanaj fort, «wären meine Eltern nicht mit der Zeit offener geworden. Aber auch sie sagen mir immer: «Vergiss nicht, wo deine Wurzeln sind.» Das will ich auch gar nicht. Aber es ist trotzdem sehr wichtig, dass Kosovaren nicht nur Kosovaren als Freunde haben. Ihre besten Freunde sollten wenn möglich auch Schweizer sein, denn sie bringen eine andere Welt ein. Ich glaube, dass sich Kosovaren nicht progressiv entfalten können, wenn sie traditionell erzogen wurden und nur unter sich bleiben. Natürlich will ich in Kontakt mit meinen Verwandten bleiben, nur lasse ich mir nicht von ihnen vorschreiben, wie ich mein Leben führen soll.»

Ilir Daljipi, der Jurist: «Meine besten Freunde waren immer Schweizer, was damit zu tun hat, dass ich in den Schulen immer der einzige Albaner war. Albanische Kollegen habe ich erst wieder beim Studium an der Uni kennengelernt. Ich bin seit zehn Jahren Schweizer Bürger und fühle mich auch grösstenteils als Schweizer, obwohl ich mich keinesfalls gegenüber meinen Landsleuten abheben oder sie beleidigen möchte, wenn ich das sage. Viele junge Albaner haben den Mut nicht, die traditionellen Strukturen aufzubrechen, weil sie die Konsequenzen fürchten. Das kann ich auch gut verstehen, denn ich habe doch einiges am Bezirksgericht gesehen.»

«Schwer zu sagen, ob ich ein typischer Albaner bin», meint Gastronom und Informatiker Kastrati. «Ich habe zwar in Basel einen albanischen Fussballklub gegründet, den FC Dardania, doch selber bin ich fast nie mit Albanern zusammen. Ich ging schon immer lieber ins Kaufleuten als in eine albanische Disco. Zur Arbeit fahre ich mit dem Tram. Was soll ich mit dem alten Audi im Stau stehen, wenn ich im Zug arbeiten kann?»

Die Ökonomin Isufi: «Ich wähle meinen Partner unabhängig von Nationalität, Haut- und Haarfarbe, vermute allerdings, dass ein Schweizer eher meiner Lebensphilosophie entspricht. Eine Zeitlang lehnte ich die ganze albanische Kultur als rückständig ab. Im Vergleich zu mir ist mein Vater viel stärker Kosovare geblieben. Tief in mir drin bin ich eine Luzernerin.»

«Mein Vater hat uns Kindern immer gesagt: Lebt möglichst so, wie man hier lebt», erinnert sich die Germanistikstudentin Bajrami. «Er ist dem Land sehr dankbar, dass es uns aufgenommen hat. Weil wir seit elf Jahren nicht mehr in Kosovo waren, könnte man meinen, wir gehörten nun zur Schweiz. Dabei ist es so, dass wir zur schweizerischen wie zur albanischen Gesellschaft gehören, aber zu keiner ganz. Wir leben im Spagat.»

Der Oberarzt Abazi: «Auch ich lehne Assimilation ab, weil das hiesse, die gesamte eigene Tradition aufzugeben. Wichtig ist, dass die Leute nicht im eigenen Getto leben. Diese Tendenz ist zwar am Abnehmen, aber noch immer verkehrt mindestens die Hälfte der Albaner in der Schweiz ausschliesslich mit eigenen Landsleuten.»

Je grösser die Gemeinschaft, umso einfacher lässt sich untereinander bleiben. Die 200 000 Albaner leben hier in vielen kleinen Kosovos. Der Bruder holt den Schwager, dann den Cousin, die Cousine, die Enkel, und alle aus der gleichen heimatlichen Ecke, eine Kettenwanderung. So kennt man die Leute, die Sprache, die Sitten, und nicht selten geben sich diese Emigranten kosovarischer als in der Heimat selber. Aus Verunsicherung, zum Schutz, aus Trotz igeln sich viele im Traditionalismus ein. Diese «Reethnisierung», wie sie die Migrationsforscher beobachten, befördert zwar das Gefühl des Vertrauten, doch sie behindert die Chancen jenseits der kleinen Exil-Kosovos.

Wie stark die Abschottung den Aufstieg von Migranten erschwert, zeigt sich auch bei den 35 000 Tamilen im Land. Sie gelten zwar inzwischen als «die besseren Schweizer» («Facts»,

1999) und nicht mehr als «Heroin-Tamilen» («Blick», 1985), weil sie unauffällig, arbeitsam und deshalb - vermeintlich - integriert sind. Doch real lebt und bleibt keine andere Ausländergemeinschaft stärker unter sich als die Tamilen. Und keine kommt wirtschaftlich weniger vom Fleck. «Vom Tellerwäscher zum Tellerwäscher» resümiert die tamilische Studentin Anu Sivaganesan eine Studie der Stadt Zürich, die die berufliche Stagnation der Tamilen belegt. Anu Sivaganesan war die erste Tamilin, die im Kanton Zug die Matura geschafft hat. Doch auch sie wäre wohl erfolglos geblieben ohne Abnabelung vom eigenen traditionalistischen Milieu - zum Preis, bei vielen Landsleuten als Verräterin der eigenen Kultur zu gelten. Daran, sagt Anu Sivaganesan, «kann verzweifeln, wer keinen Ersatz für die traditionelle Familie hat».

6. Das Netzwerk

Wer raus will aus dem «Getto», muss also wissen, wohin, um nicht zwischen Stuhl und Bank zu landen. Deshalb braucht es neue Netzwerke, persönliche Beziehungen ausserhalb des alten Milieus, «soziales Kapital», wie es die So-zio-logen nennen. Davon haben die sieben erfolgreichen (Kosovo-)Albaner eine Menge gesammelt. Alle verkehren heute hauptsächlich unter Nicht-Kosovaren, beruflich wie privat. Ihre besten Freunde sind Schweizer, erzählen mehrere. Gefunden haben sie sie in Vereinen, in der Schule, im Beruf, auch in politischen Parteien.

Ylfete Fanaj : «Schon in der Primarschule nahmen mich Freundinnen in die Pfadi mit. Das klappte zwar nicht, weil ich damals noch zu wenig gut Deutsch konnte. Ohne Sprache funktioniert eben gar nichts. Doch solche Vereine sind sehr wichtig, auch Jugend- und Sportvereine. Grosse Unterstützung erhielt ich später von den drei Geschäftsführerinnen jener Sprachschule, wo ich das KV gemacht hatte. Diese drei Frauen, alle mit einem migrantischen Hintergrund, wurden zu Vorbildern für mich. Sie verlangten Leistung von mir und ermutigten mich zugleich, die Berufsmatura nachzuholen. Wir gingen zusammen ins Kino, ins Theater, wir diskutierten auch oft über meine eigenen Zweifel, die ich immer wieder hatte. Ich weiss nicht, ob ich ohne deren Unterstützung die Berufsmatura begonnen hätte.»

So oder ähnlich haben alle Erfolg-reichen Kontakte in der Mehrheitsgesellschaft geknüpft: über Integrationsorganisationen und Parteien, bei der Caritas, beim Dolmetschen, an der Uni, im Spital. Es sind auch kulturelle Brücken.

7. Die Kultur

Zum Schluss ein kurzer Blick auf eine Gemeinschaft, welche nie in den Schlagzeilen steht ausser bei Besuchen ihres Oberhauptes: jene gut dreitausend Tibeter, die seit vierzig Jahren in der Schweiz leben. Unter den tibetischen Secondos lassen sich Scharen erfolgreicher Berufsleute finden, vielleicht sind sie das heimliche kleine Integrationswunder der Schweiz.

«Ich glaube, der Erfolg liegt an unserer Mentalität», sagt Samdruk Dharshing, 19, die in St. Gallen Ökonomie studiert und ausdrückt, was viele ihrer Landsleute denken. Der spezifisch tibetische Wertekanon von Eigenverantwortung, Fleiss, Bildungsbewusstsein und Offenheit bei aller Pflege der eigenen Tradition funktioniert ganz offensichtlich gut in der Schweiz.

Handkehrum wird sich schwer mit Aufsteigen tun, wer in einer traditionalistischen Patriarchenkultur hängen bleibt, die mangels staatlicher Institutionen zur Selbstjustiz neigt. Es ist kein Zufall, dass sich die erfolgreichen Albaner weit gehend daraus verabschiedet haben - und ebenso aus der Religion als (kleinem) Teil dieser Kultur. Alle sieben Gesprächspartner sind ursprünglich Muslime, doch niemand von ihnen hält sich im Alltag an die Pflichten des Islam. Sie denken nicht einmal daran. Diese Leute glauben weniger an den Propheten, aber umso mehr an sich selbst.

Besnik Abazi, der Oberarzt in Liestal sagt: «Man muss zwei Wände durchbrechen, um aus der albanischen Gesellschaft hinaus und in die Schweizer Gesellschaft hineinzukommen. Dazu braucht es starke Bohrer. Doch wer will, der kann es schaffen.» ·

* Siegfried Kohlhammer: «Was den Erfolg ausmacht», in: «Das Magazin» Nr. 50/2006

** Rosita Fibbi et al.: «Peter, Afrim oder Mehmet - Der Name macht den Unterschied»
www.nfp43.unibe.ch/PDF/fibbikayapiguet-dt.pdf

Martin Beglinger ist «Magazin»-Redaktor. martin.beglinger@dasmagazin.ch

Der Fotograf Christian Schnur lebt in Basel. Er arbeitet regelmässig für «Das Magazin».
christian@schnur.tv

Fotoassistenz: Omar Lemke

Dank an Blow-Up-Fotostudio

Shqipe Bajrami, 31, Studentin

Florim Cuculi, 30, Assistenzarzt

Ylfete Fanaj, 25, Studentin

Ilir Daljipi, 30, Jurist

Shqjponja Isufi, 26, Ökonomin